

Anna Dorfer

IN LACTE VERITAS

Eine Milchbauerngeschichte

ÜBER DIE AUTORIN

Anna Dorfer, Jahrgang 1996, hat bereits im Jugendalter ihre Leidenschaft für das geschriebene Wort entdeckt und irgendwann den Entschluss gefasst, ihre Werke mit der Öffentlichkeit zu teilen. Sie widmet sich gesellschaftskritischen Handlungen und setzt auf vielseitige Texte, die stets mehrere Seiten einer Geschichte beleuchten und zum Nachdenken anregen. Die Autorin lebt und schreibt in Österreich (Steiermark).

Anna Dorfer

IN LACTE VERITAS

Eine Milchbauerngeschichte

Leseprobe

Leseprobe zum Roman; © 2026, Anna Dorfer

Autorin: Anna Dorfer

a.d.autorin@gmx.at

c/o Autorenservice Gorischek

Am Rinnergrund 14/5, 8101 Gratkorn

Umschlaggestaltung: Buchschmiede von Dataform Media GmbH, Wien

Korrektorat: Korrektorat Rechtschreibretter, Dominique Dohl

Übersetzung des Buchtitels ins Lateinische: DDDR. MICOLINI,

Übersetzungs- & Dolmetschbüro, Mag. A. Kulac

Druck und Vertrieb im Auftrag der Autorin:

Buchschmiede von Dataform Media GmbH

Julius-Raab-Straße 8, 2203 Großebersdorf

Österreich

ISBN:

978-3-99181-623-2 (Paperback)

Kontaktadresse nach EU-Produktsicherheitsverordnung:

info@buchschmiede.at



Das Werk, einschließlich seiner Teile, ist urheberrechtlich geschützt. Jede Verwertung ist ohne Zustimmung des Verlages und der Autorin unzulässig. Dies gilt insbesondere für die elektronische oder sonstige Vervielfältigung, Übersetzung, Verbreitung und öffentliche Zugänglichmachung.

Alle Personen und Handlungen sind frei erfunden.

Die Ansichten und Meinungen der handelnden Romanfiguren sind nicht die der Autorin oder des Verlages. Parallelen zu realen Vorfällen, Themen oder Personen, Firmen, Unternehmen oder Institutionen, insbesondere im Hinblick auf den regionalen Bezug dieses Romanes, sind rein zufällig und nicht beabsichtigt.

Dieser Roman wurde von der Autorin eigenhändig und ohne die bewusste Anwendung von künstlicher Intelligenz verfasst.

VORWORT

Geschätzte Leserinnen und Leser, geschätztes lesendes Publikum!

Bevor ich Sie in meinen Roman entlasse, möchte ich einige wichtige Punkte ansprechen, um für Sie alle das beste Leserlebnis zu gewährleisten:

Entsprechend meines Schreibstiles habe ich in »In lacte veritas – Eine Milchbauerngeschichte« teils sehr direkte, detailgetreue Schilderungen beziehungsweise Formulierungen von möglicherweise triggernden Inhalten verwendet. Ohne diesen Roman einer offiziellen Begutachtung unterzogen zu haben, rate ich persönlich dazu, diesen erst ab Volljährigkeit zu lesen.

Ebenso rate ich dazu, sehr vorsichtig zu lesen, insbesondere dann, wenn Sie sich mit bestimmten Themen nicht wohlfühlen. Eine eingehende Liste finden Sie am Ende dieses Buches, aber Achtung: Diese enthält Hinweise auf Wendungen in der Geschichte, die *spoiler* *lernen*.

Abschließend appelliere ich an Sie, mit dem Lesen aufzuhören, wenn Sie sich nicht gut dabei fühlen. Sprechen Sie mit Menschen, denen Sie vertrauen, über Dinge, die Sie belasten – bestenfalls bei einem Gläschen Milch mit Honig, so wie hier in diesem Buch beschrieben. Haben Sie den Mut, sich Hilfe zu holen, wenn Sie das Gefühl haben, allein durch etwas durchzumüssen, von dem Sie befürchten, es allein nicht zu schaffen. Sie sind nicht allein!

Und nun: Machen Sie es sich gemütlich und beginnen Sie zu lesen. Ich wünsche Ihnen spannende Lesestunden mit meinem Murtal-Roman!

Herzlichst
Die Autorin

PROLOG

Februar 2023

MELANIE AILINGER, Marketingexpertin

Irgendetwas war falsch daran, freitags um kurz vor zwölf Uhr im Büro des Chefs zu sitzen und darauf zu warten, dass er endlich ein Wort sagte. Ein beklemmendes Gefühl beschlich Melanie und brachte ihre sonst fest verbaute Fassade zum Bröckeln. Im Geiste ließ sie die letzten Arbeitstage Revue passieren und versuchte herauszufinden, warum sie hierherbeordert worden war.

Kein Fehler fiel ihr ein. Sie mochte ihren Job in der Produktentwicklung. Das Kollegium war nett, die Chefleute erträglich und ihr Aufgabenfeld breit gefächert. Die aufstrebende, erst im Jahr 2015 gegründete Molkerei *Sportmilch* war nach wie vor im Aufbau und steckte nach acht Jahren wachsenden Betriebs noch immer in den Kinderschuhen. Die Chefetage strotzte vor Ideen und die gesamte Belegschaft schloss sich an, vom Marketing bis in die Produktion selbst. Die *Sportmilch* hatte inzwischen Rang und Namen und Melanie große Hoffnungen in ihre Arbeitgeberin.

Johann Sohn, Gründer der Molkerei, holte Luft und setzte zum Sprechen an.

»Frau Ailinger, vielen Dank, dass Sie es wenige Minuten vor dem Wochenende noch einrichten konnten, dieses Gespräch zu führen. Es handelt sich praktisch um einen Notfall, um einen betrieblichen Notfall, und da kommen Sie zum Zug.« Er legte den wuchtigen Kugelschreiber aus Metall auf

den Tisch und faltete die Hände.

»Ein Notfall im Betrieb, ich muss schon sagen, Sie machen mich neugierig. Was kann ich tun?«, antwortete Melanie. Ihre direkte Art kam nicht bei jedem gut an und wurde zu oft als frech aufgefasst, schien ihren Chef aber nicht großartig zu stören.

»Hören Sie, das Problem liegt im Konkreten nicht hier in Wien, sondern im Kernteam unseres Zweigstandortes. Wie Sie wissen, war ich von Anfang an dafür, dass Sie die Stelle als Leiterin der Produktentwicklung hier in Wien bekommen, aber wie Sie ebenfalls wissen, können Personalentscheidungen nur von allen gemeinsam getroffen werden. Ja, manche haben sich durchgesetzt, sich für jemand anderes als Sie entschieden, und sind in letzter Minute enttäuscht worden: die gute Frau hat nämlich vor einer knappen Stunde abgesagt. Sie möchte nicht in den Bezirk Murtal, sondern hier in Wien bleiben.« Im Gegensatz zu ihr bauschte er seine Aussagen gern auf und vermehrte sie wenig Erfolg bringend mit unnötigen Ausschweifungen.

»Oh, das ist schlecht.«

»Ja, sehr richtig. Sehr schlecht ist das sogar! Nicht jedoch für Sie, Frau Ailingler. Die Zeit reicht einfach nicht dafür aus, eine weitere Ausschreibung der Stelle auszusenden. Und nun kommen Sie ins Spiel!«, trällerte er ihr entgegen. Sein Lächeln schien echt, ebenso sein Enthusiasmus, beinahe so, als freute er sich ehrlichen Herzens über das, was er als Nächstes verkünden würde. Melanies nachdenkliches Zusammenkneifen ihres linken Auges sah er nicht oder ignorierte es gekonnt.

»Ich habe mich für Sie eingesetzt, weil Sie diese Gelegen-

heit verdient haben. Sie haben bereits meine erste Chance genutzt, und ich weiß ganz sicher, dass Sie das auch bei dieser tun werden. Sie haben mich damals nicht enttäuscht. Neben einem Vollzeitjob ein Studium zu absolvieren und sogar ein Auslandsjahr in Amerika anzutreten, bloß, um dem Arbeitgeber einen Mehrwert zu bieten, ja, diese Bereitschaft sucht man bei manchen Beschäftigten wahrlich vergebens. An Ihnen jedoch habe ich nie gezweifelt, trotz Ihres – wie soll ich es nennen? – *turbulenten* Vorlebens, das zugegebenermaßen für die Übrigen aus der Chefetage bei ihrer ersten Entscheidung auch ausschlaggebend war, Ihnen den Job nicht zu geben. Jetzt aber konnte ich alle umstimmen.« Herr Sohn stand auf und bedeutete auch Melanie, sich zu erheben. »Ich darf Ihnen nun ganz offiziell und sehr herzlich zum Aufstieg gratulieren! Sie übernehmen die Leitung der Produktentwicklung am Standort Murtal!«

Sohn streckte seinen Arm aus und umfasste Melanies Hand, ehe sie Zeit hatte, etwas zu erwidern. Zuerst musste in ihr Bewusstsein sacken, welche Nachricht er ihr gerade kundgetan hatte.

Leitung der Produktentwicklung? Oh yes! Darauf hatte sie jahrelang hingearbeitet, das war, was sie machen wollte. Sie stellte sich vor, wie sie nicht mehr die Ideen der anderen abschrieb, vervielfältigte, in Form brachte oder trist zig Male am Tag den Telefonhörer für andere abnahm, nein, sie sah jetzt sich selbst über großen Projekten brüten, Pläne ausarbeiten, Produkte verkosten und designen. Ihre Mundwinkel begannen, sich zu heben, und Freude wollte nach draußen.

»Danke!«, rutschte ihr heraus, bevor ihr Gehirn das von

Sohn Gesagte weiter durchstöberte und auf den Haken an der Geschichte stieß. Hatte er wirklich *Standort Murtal* gesagt? Hatte sie sich nicht ursprünglich für den Job in Wien beworben? Zweihundert Kilometer von ihrer Wohnung und ihrem intakten Leben entfernt, in einer Region, die sie noch nie besucht hatte und nur von Erzählungen und aus den Medien kannte, sollte sie ihren neuen Job antreten? Mit Umzügen hatte sie abgeschlossen, ihre Wohnung gefiel ihr, und ihr Umfeld tat ihr gut. Sie mochte es so, wie es war. Eigentlich.

Umziehen für den Job? Für ihren Traumjob? Warum eigentlich nicht. Mit genügend Vorlaufzeit und guter Planung sicher kein Ding der Unmöglichkeit, wobei hier die Betonung auf *Vorlaufzeit* lag.

»Frau Henning hat Ihnen bereits fürs Erste eine kleine Bleibe gebucht. Ein Ferienhäuschen. Ruhige Lage, etwas abgelegen, aber direkt neben unserer neuen Produktionsstätte.«

Melanie wollte ihm sofort ihre Hand entreißen, die er noch immer schüttelte, unterdrückte diesen Drang jedoch, um nicht unfreundlich zu wirken. Sie war sich sehr wohl bewusst darüber, was er vorhin erwähnt hatte. Chancen hatte er ihr gegeben, hatte ihrem sackgassenähnlichen Leben eine Notausfahrt gebaut und ihr das alles hier ermöglicht. Johann Sohn glaubte an die jungen Leute und vertraute. Sie durfte ihn nicht enttäuschen! Statt ihm also wütend an den Kopf zu werfen, dass sie mit der Stelle längst abgeschlossen hatte und sich nun überrumpelt fühlte, formulierte sie ihre nächsten Worte mit ruhigem Bedacht.

»Wann soll es denn losgehen?«

»Keine weiteren Fragen? Keine Einwände?« Endlich ließ

er ihre Hand los. Im Grunde war das eine Frage; wenn man genau hinhörte und feinfühlig auf die Prosodie achtete, sogar ein Einwand. So war Johann Sohn jedoch nicht. Er freute sich schlicht und einfach, einer jungen Frau scheinbar den Traumjob ihres Lebens erfüllt zu haben, indem er sie damit überfallen hatte. »Frau Ailing, Sie sind einfach großartig! Am Montag geht es los. Wir würden allerdings vorschlagen, morgen bereits die Wohnung im Murtal zu beziehen, damit Sie sich akklimatisieren und in Ihre neue Aufgabe einfühlen können. Na, was sagen Sie?«

Melanie wollte nichts sagen. Sie wollte ihren Chef bei seiner Krawatte packen und einige Male kräftig rütteln. Ihm klar machen, dass sie wenigstens ein Gespräch im Vorhinein als angebracht erachtet hätte, anstatt vor vollendete Tatsachen gestellt zu werden. Zu viel hing daran, die Kontrolle zu behalten, statt ihren Instinkten zu folgen und es wirklich zu tun. Sie wollte ihn an ihrer Seite behalten, nicht erneut dort enden, wo sie bereits gewesen war und sie sich geschworen hatte, nie wieder hinzukommen. Da war keine andere Möglichkeit, pragmatisch gesehen.

»Na, was sagen Sie?«, bohrte er nach.

»Ich bin überwältigt. Ich ... Ich weiß gar nicht recht, was ich sagen soll.« Und damit hatte sie nicht gelogen.

MELANIE

Keine vierundzwanzig Stunden später stieg sie, Hunderte Kilometer von ihrer soeben gekündigten Wohnung entfernt, aus dem Auto. Hohe, gänzlich schneebedeckte Berge umgaben das riesige Tal. Auch hier unten in der Ebene lag Schnee, was wohl für Ende Februar in dieser Region keine Seltenheit war. Alles wirkte winterfest gemacht, jedes Auto, jedes Dach, ja selbst die Wege waren besser gebaut als in und außerhalb von Wien. Die Menschen hier hatten im Laufe der Jahrhunderte gelernt, sich durch die weißen Massen zu schlagen und damit zu leben. Selbst die Klimaerwärmung hatte hier noch nicht Einzug gehalten. Umso mehr kämpfte sie, ihren hellblauen Twingo über den schmalen Zufahrtsweg zu manövrieren, den das Navigationsgerät anzeigte. Er glich einer Eisbahn inmitten winterlicher Kalenderlandschaften, kilometerweit, wie ihr vorkam, dann kam endlich die Abzweigung in die Wohnstraße. Nur vier oder fünf Häuser standen dort, dann verjüngte sich die Straße zu einem Gehweg, der unter einer Eisenbahnunterführung endete. Ein Stück weiter links ragte ein Industriegebäude in die Höhe, ein hoher Tank umsäumt von Produktionshallen.

Die neue *Sportmilch*-Zweigstelle.

Melanie parkte ihren Wagen vor der Hausnummer 23, ihrer temporären Wohnung für die nächsten paar Wochen, und schaute einige Momente zum Produktionsgebäude. Der Konzern hatte das heruntergekommene Bauwerk bereits vor einiger Zeit gekauft, noch bevor die Preise in die Höhe geschossen waren, es von Grund auf saniert und, orientiert an den

modernsten Standards in dieser Branche, umgebaut. Da war eine ganz konkrete Vorstellung davon da, wie hier welche Produkte produziert werden sollten.

Am Puls der Zeit war nur gar nicht ausreichend, um das Vorhaben zu beschreiben, und Melanie war voller Tatendrang. Die Themen des Unternehmens waren jene, die sie selbst auch privat sehr interessierten. Da war einerseits in den vergangenen Jahren verstärktes Interesse an fitnesstauglichen Lebensmitteln wahrzunehmen; andererseits legte die Gesellschaft momentan generell mehr Wert auf eine gesunde Ernährung als noch vor zwanzig Jahren. Die Hausfrauen lasen plötzlich Zutatenlisten und studierten Kalorientabellen, weil sie ihre Ehemänner vor fettmachendem Cholesterin und bösen Kohlenhydraten schützen wollten, um ihnen später den Herzinfarkt zu ersparen. Genau hier knüpfte das Konzept der Molkerei *Sportmilch* an: Milch wieder gesellschaftsfähig machen, ihr den Ruf der Kalorienbombe nehmen und es Menschen ermöglichen, mit Käse Überbackenes ohne Sorge um Figur und Gesundheit genießen zu können.

Melanies Mission war klar. Sie hatte feste Vorstellungen davon, wie ihr das gelingen würde. Produktentwicklung hatte sie studiert, Fitness war ihre geheime Leidenschaft und diese beiden Komponenten miteinander zu vereinen, wie Joghurt mit Himbeercreme, um daraus ein Dessert zu zaubern, fühlte sich wie ihre Berufung an. Der bittere Beigeschmack kam jedoch nicht von ein paar Himbeerkernen, die durch das Passiersieb gerutscht waren, sondern von der Hausnummer 23, auf die sie nun ihren Blick richtete.

Es war ein Häuschen, Haus wäre zu pompös ausgedrückt

gewesen. Die weiße Fassade wirkte alt und traurig, war an manchen Stellen ein wenig grau und von der Witterung gezeichnet. Eine kleine Hütte, bis zur Decke gefüllt mit gehacktem Holz, stand daneben, davor ein Baum, dessen Art sich durch die fehlenden Blätter nicht zweifelsfrei bestimmen ließ.

Melanie atmete tief durch, dann stieg sie aus dem Auto und über die Schneemassen hinweg bis zum Postkasten. Der Schlüssel sei, verpackt in einem Kuvert, darin eingeworfen, und mit schlanken Händen würde man ihn erreichen. Sollte sie Probleme dabei haben, solle sie die Vermieter anrufen. Eine Vorgehensweise, wie sie nur am Land praktizierbar war. In Wien war das undenkbar, viel zu unsicher war die Stadt mittlerweile. Die Menschen hatten sich daran gewöhnt, immer alles abzusperren, wegzusperren und irgendwie zu sichern. Am Land vertraute man sich anscheinend noch gegenseitig. Warum, bemerkte Melanie erst jetzt, als sie einen waldenden Vorhang in einem Fenster des Nachbarhauses entdeckte. Auch das war am Land anders, da waren Augen und Ohren überall, an den ungewöhnlichsten Orten und zu den unmenschlichsten Zeiten.

Endlich fasste sie das Kuvert und zog es heraus. Wie versprochen waren zwei Schlüssel darin und eine handgeschriebene Karte, auf der stand:

WIR HABEN FÜR SIE EINGEHEIZT, WEITERHEIZEN MÜSSEN SIE SELBST. HOLZ IST AUSREICHEND IN DER HÜTTE. EIN PAAR LEBENSMITTEL FINDEN SIE IM KÜHLSCHRANK, DENN MORGEN AM SONNTAG HABEN KEINE GESCHÄFTE OFFEN.

*WIR KOMMEN NÄCHSTE WOCHE EINMAL VORBEI
UND SCHAUEN, OB ES IHNEN GUT GEHT. :)*

Na toll. Ein Haus mit Holzheizung mitten im Winter. Gut, der Winter ging bereits dem Ende zu. Um nicht zu heizen, war es allerdings viel zu kalt. Die bereits gekündigte Wohnung in Wien war mit Fernwärme versorgt, und selbst ihre Eltern hatten in Melanies Kindheit kein Holz ins Haus tragen müssen – dort standen seit Jahrzehnten mehrere große Öltanks im Keller.

Rauch zog aus dem Kamin und weiter hoch in den kitschig blauen Himmel.

Melanie stapfte mehrere Male durch den Garten, durch den nur ein schmaler, ausgeschauelter Pfad führte, um ihr gesamtes Gepäck ins Haus zu bringen. Dort angekommen, stellte sie erst einmal alles in den hallenartigen, aber dunklen Flur und erkundete das Häuschen. Da waren im Erdgeschoss ein kuscheliges Wohnzimmer mit Fernseher – Röhrengerät, verstand sich – und einer alten Couch, und eine kleine, traditionell gehaltene Küche. Im oberen Stock waren zwei Schlafzimmer und ein Badezimmer mit Badewanne.

Ganz bestimmt gab es Menschen, die dieses Ambiente sehr romantisch fanden, die so ihren ersten gemeinsamen Urlaub und viel Zeit miteinander verbringen wollten. Holzeinrichtung, Fleckerlteppich und Schafsfelle auf den Sitzflächen hatten ihren ganz eigenen Touch. Ja, um ehrlich zu sein, wollte sich Melanie die ersten Stunden gar nicht recht hinsetzen aus Angst, dass ein paar Käfer aus den Pelzen krochen oder Krankheiten darin lauerten. Im vielen Holz lebten sicher

auch sehr viele Spinnen und im Allgemeinen war dieses urige Landleben überhaupt nichts für sie.

Angekelt, aber viel zu müde, weiter herumzustehen, setzte sie sich in die Küche und vermisste ihre lichtdurchflutete, offene Wohnung mit der minimalistischen Einrichtung. Farblich perfekt abgestimmt wollte sie es haben und ständig perfekt geputzt und aufgeräumt, ständig bereit, sollte ein Fotograf zur Tür hereinplatzen und Bilder für ein Lifestyle-Magazin aufnehmen wollen. Suppenkellen an der verfliesen Küchenwand und eine Lampe aus zusammengeschaubten Hirschgeweihen waren dafür ungeeignete Blickfänger, hier allerdings blanke Realität.

Melanie wagte einen Blick in den Kühlschrank. Das Landleben war sogar hier unübersehbar. Speck neben Bergkäse, ein Glas eingelegte Gurken, Rettich, Butter, Eier sowie eine Kanne Milch waren ordentlich auf ihrem vorbestimmten Platz. Grobkrustiges Brot fand sie daneben in einer Lade. Sofort wehte ihr der verführerische Geruch von Bauernbrot in die Nase. Kein Bäcker in der Stadt brachte das so hin. Nur die Hände einer Bäuerin konnten den Teig so kneten, damit das Brot so roch, wie jetzt die gesamte Küche. Und Melanie merkte, dass sie hungrig wurde.

Sie kratzte mit einem klobigen, selbst gemachten Messer markenlose Butter vom Holzbrettchen und schmierte eine dünne Schicht auf ein Stück Brot, dann schnitt sie Rettich in feine Scheiben, salzte ihn und verwendete das Gemüse als Brotbelag.

Kauend saß sie vor dem Fenster und schaute nach draußen. Ein Feld aus Schnee umgab das Haus, und Eiszapfen

hingen vom Dach bis vor das Fenster. Es war ein ungewohnter Ausblick in eine ruhige Landschaft, in eine Idylle, und gleichzeitig in die Ungewissheit.

Ein neuer Lebensabschnitt begann.

Erster Teil

März

CHRISTIAN HABEREGGER, Milchbauer

Geschundene Hände unter Lederhandschuhen befestigten die orange lackierte Kette am dicken Ende des Baumstammes und hakten sie in das Zuggeschirr ein, vor welchem eine mächtige, tiefbauchige Noriker-Stute auf ihren Dienst wartete. Die sonst so ruhige Fuxi tänzelte nervös umher, trampelte im Stand vor sich hin. Dampf stieg aus ihren dunklen Nüstern und vernebelte ihr scharfsinniges, ansonsten sehr liebliches Gemüt. Fuxi war ein feinfühliges Pferd, sie nahm Wetterveränderungen meist schon viele Stunden vor dem Umschwung wahr und es schien, als spürte sie mehr, als jeder Mensch jemals zu spüren vermochte.

Christian tätschelte ihr beruhigend den verschwitzten Hals. Er glaubte, mit der Berührung ihre Nervosität und ihren Unmut selbst zu fühlen, und es machte ihn betroffen. 800 Kilo geballte Pferdekraft standen vor ihm, doch von Kraft und Mut war nichts zu sehen. Fuxi zitterte.

»Ich weiß, Mädchen, du magst den Wind nicht. Er zieht dir in den Ohren.« Liebevoll strich er darüber, kraulte ihren fettigen Stirnschopf und tätschelte abermals ihren Hals. Fuxi schnaubte, sie liebte den Kontakt zu ihrem wichtigsten Bezugsmenschen. Christian war der erste Mensch gewesen, den sie vor zwölf Jahren zu Gesicht bekommen hatte, und sie das erste selbst gezogene Fohlen seiner *jugendlichen Spinnerei*, wie sein Stief-Großvater Leopold das Vorhaben, mit der Noriker-Zucht und der Holzrückearbeit mit Pferden zu beginnen, genannt hatte und stets noch immer nannte. Er hielt nichts davon, Gäule einzuspannen und sie Holz ziehen zu lassen, wenn

man davon keine Ahnung hatte. Er hatte dies freilich früher noch gelernt, hatte in seiner Kindheit hart gearbeitet und seine Jugend damit verbracht, Österreich nach dem Krieg wieder aufzubauen.

Wind sammelte sich erneut im Geäst der Fichten, schüttelte Schnee von den immergrünen Holzgewächsen und zerrte an jungen, weichen Stauden. Er jagte am Boden entlang, wirbelte Eiskristalle auf und versammelte sie immer mehr im Hohlweg, der dem Holztransport diente. Binnen weniger Stunden bildete sich harter Schnee mit scharfen Krusten, so stark, dass er Menschen tragen konnte, niemals aber ein Pferd.

Fuxi war sensibel, wenn der Schnee ihr Herr wurde, seit sie vor einigen Jahren eingebrochen war und bis zum Widerrist in Eiswasser gestanden hatte. Hunderte Male hatte Christian es Leopold gepredigt, er solle nicht mit den Pferden über den zugefrorenen Fischteich gehen, bloß, um sich einen Weg zu sparen. Hunderte Male! Der alte Dickschädel hatte nicht gehört, hatte sich durchgesetzt und es trotzdem getan. Seitdem eskalierte Fuxi zur Furie, wenn sie ihn sah, und »Furie« war auch der einzige Begriff, den der alte Mann noch für das massige, breit gebaute Kaltblutpferd verwendete.

Es war die falsche Entscheidung gewesen, Fuxi heute mit in den Wald zu bringen. Conny wäre die bessere Wahl gewesen, warf sich Christian vor.

»Komm, Fuxi, diesen Baum schaffst du noch, dann reicht es für heute. Lassen wir den Sonntag Sonntag sein.«

Christian nahm die Langzügel auf, die er auf Fuxis Rücken abgelegt hatte, und trieb sie an. Unwillig setzte sie ein Bein

vor das nächste, hinab den Hohlweg entlang, hinein in die schneeverwehte Bahn. Sie rutschte, fing sich wieder. Ihr lautes Wiehern zerriss ganz plötzlich den pfeifenden Wind und nahm ihm den Atem zum Wehen. Fuxi grub ihre tellergroßen Hufe in den kalten Untergrund, stemmte sich ab und sprang davon.

Christian hatte keine andere Wahl, als die Langzügel loszulassen. Niemals hätte er so schnell laufen können wie das aufgeschreckte Pferd.

Die Ohren an ihren hochgeworfenen Kopf angelegt, preschte sie unaufhaltsam über den Weg hin zum steilsten Stück des Abstieges. Wenn sie mit weiterhin hohem Tempo diesen Hang hinunterjagte, noch dazu mit einem Baum im Schlepptau, war eine Verletzung garantiert.

Christian stand wie angewurzelt noch immer am selben Fleck, wo er vorhin die Zügel ausgelassen hatte. Entwurzelt war seine Fassung.

»Fuxi!«, schrie er im seichten Versuch, die Stute vor dem Sturz zu bewahren.

Sie buckelte, schlug aus, ja, sie kämpfte um das blanke Überleben, konnte man meinen. Wie vom Dämon besessen, warf sie ihre Hinterläufe in die Luft und gegen das Geschirr. Sie traf den Baumstamm, ein Hufeisen flog durch die Luft.

Lautes Schnalzen verkündete, dass das Geschirr der Belastung nachgab und sich die Riemen lösten.

Endlich!

Der Baumstamm machte sich allein auf die Reise nach unten, wo er im Fluss landen würde. Fuxis unregelmäßige Galoppsprünge wurden immer leiser, ihr Schnauben war nicht

mehr zu vernehmen. Erst ihr gequältes Wiehern, als auch sie die Kurve nicht schaffte und ihr plumper Körper in das Eiswasser schlitterte, konnte Christian wieder deutlich hören.

Es zerriss ihm das Herz, sein ältestes Pferd so leiden zu sehen. Das war nicht der Wind, und es war auch nicht der Schnee oder die bittere Erinnerung an den Seeinbruch, nein. Irgendetwas hatte Fuxi erschreckt, Christian *musste* es.

Und im nächsten Moment sah er es.

CHRISTIAN

Eine Läuferin polterte gut fünfzig Meter oberhalb durch den Wald. Ihre neongelbe Jacke leuchtete fremdartig und bedrohlich durch die Bäume. Vermummt hinter einer schwarzen Sturmhaube, wohl um der Kälte standzuhalten, nahm sie ihre Umwelt nur bruchteilhaft wahr – so musste es sein, dachte Christian, sie hätte sonst zumindest den Kopf in seine Richtung gewendet. Sie hätte Fuxis Ausbruch bemerken müssen und, ja, sie hätte auch das Schild mit der Aufschrift *Forstliches Sperrgebiet – Betreten verboten* sehen und beachten müssen!

»Heee!«, rief Christian und riss den linken Arm hoch, um auf sich aufmerksam zu machen.

Keine Reaktion. Ohne zu reagieren, joggte sie weiter, hüpfte über Wurzeln und in Pfützen hinein, offensichtlich völlig unbeeindruckt davon, dass sich ihre helle Hose immer weiter färbte und den dunklen Schlamm aufsaugte.

»Hallooooo!«, brüllte Christian nun lauter und stapfte den vereisten Hang nach oben. Schritt für Schritt grub er die mit Spikes versehenen, klobigen Stahlkappenstiefel in den harten, rutschigen Untergrund. Dreißig Meter fehlten ihm noch bis hoch zum Weg, da war sie bereits auf seiner Höhe.

Du Luder ...

Christian beschleunigte, rannte den vor ihm liegenden steilsten Teil nach oben. Schnee spritzte durch die Luft, wenn seine harten, wütenden Schritte den Boden trafen, und das Aufreißen des gefrorenen Moores am Waldboden war zu hören – zumindest für ihn.

»Sag mal, bist du terrisch?«, schrie er nun mit voller Lungenkraft aus seinem Körper.

Die Joggerin drehte ihren Kopf zur Seite, zur rechten, zur falschen Seite, dann nach oben, und wurde kaum merklich langsamer.

»Hier!« *Du dummes Miststück ...*

Kalte Luft brannte ihm im Hals und erschwerte Christian den anstrengenden Aufstieg.

Endlich blieb sie stehen und schaute nach links, direkt zu ihm, kurz bevor er über die Böschung nach oben auf den Weg sprang. Ein lauter, schriller, Gebäude in sich zusammenfallen lassender Schrei entfuhr ihr. Schnell zerrte sie an den Kabeln und sich das Headset aus den Ohren.

»Ey, lass mich!«, kreischte sie.

Christian blieb stehen, wo er war. Eine Armlänge, wohl eher seine als ihre, trennte die beiden.

»Hast du die Schilder nicht gesehen? Hier ist forstliches Sperrgebiet!«

»Ist das so? Der Wald dient als Erholungsgebiet, ich darf laufen, wo ich will.«

»Nicht in meinem Wald. Du könntest sterben hier, wenn dich ein Baum trifft!«, erklärte Christian nun etwas sanfter.

»Ja, dann pass doch auf, wo du deine blöden Bäume umsägst!« Ihre Aggressivität hingegen war heftig und traf Christian wie eine kalte Welle.

»Und was glaubst du eigentlich, mich hier einfach so am Weg abzapfen? Bist du ein kranker Vergewaltiger, bist du das?«

»Nein, ich ...« Er rang um Worte. »Du hast mein Pferd

erschreckt mit deiner grellen, raschelnden Jacke. Es ist durchgegangen und in den Fluss gelaufen. Es hätte sterben können deinetwegen!«, versuchte er, die Situation nun etwas zu entschärfen.

»Boah, was für eine schlechte Ausrede! Dein Pferd nämlich, lebst du am Ponyhof, ja?« Sie war es, die einen Schritt näher kam.

Christian hob seine Hände abwehrend vor seinen Körper.

Was für ein Biest!

»Du darfst im Sperrgebiet nicht ... AAHHHHHHH!« Es traf ihn ohne Vorwarnung. Pfefferspray, mitten ins Gesicht. Die Joggerin besprühte ihn sekundenlang damit, dann hörte er nur noch ihre sich entfernenden Schritte im Schnee davon-eilen. Seine Sicht war sofort dem brennenden Schmerz und den Tränen gewichen. Sie schossen nur so aus seinen Augen heraus. Husten kroch seine Atemwege hoch und schüttelte ihn, dazu fiel es ihm immer schwerer, richtig Luft zu holen. Teufelszeug war es. Er hätte am liebsten geschrien vor Schmerz und auch vor Wut.

Diese provokante, kleine Bitch ... Hoffentlich wird sie von den Wölfen zerfetzt ...

Gegen Wölfe hatte dieses Spray durchaus Sinn, und so empfahl ihn auch die Jägerschaft all jenen, die Spaziergänge oder sportliche Touren durch die Wälder planten.

Christian setzte sich auf einen Baumstamm und versuchte, den Schmerz irgendwie zu ertragen.

Verdammte Scheiße einfach ...!

Er musste, so schnell es ging, Fuxi suchen. Seine Angst wuchs sekundlich, dass seinem ältesten Pferd am Heimweg

zurück zum Stall, den sie ganz bestimmt gewählt hatte, etwas passieren könnte. Sie musste die Straße überqueren, sofern sie es überhaupt über den Fluss geschafft hatte. Was war, wenn sie in zu tiefes Wasser geraten und davongetrieben worden war? Was war, wenn sie zu krampfen begann und ihr Herz versagte? Was war, wenn sie mit dem Kopf gegen einen Brückenpfeiler prallte? Oder wenn sie sich den Bauch an spitzen Steinen und Eisplatten aufschnitt?

Die Sorge um sein Pferd zerriss ihn ein weiteres Mal, mit jedem Mal immer mehr. Er liebte seine Tiere mehr als jeden Menschen. Tiere waren ehrlicher und in ihrer Liebe und Zuneigung echter. Fuxi *durfte* nichts passieren.

So sammelte er seine Kraft und kämpfte gegen das feurige Brennen in seinem Gesicht an. Verschwommen nahm er den Hang vor sich wahr. Ganz langsam schaffte er den Abstieg, in seiner Bewegung eher einem kleinen Kind gleich, das freudig eine Treppe nach unten steigen lernte. Wiederkehrend hustete er, und Speichel floss in großen Mengen, so viel, dass er diese Mengen lieber ausspuckte.

Endlich am ursprünglichen Arbeitsplatz angekommen, nahm er nur seinen kleinen Rucksack mit. Die Kettensäge und alle übrigen Utensilien ließ er hier zurück, wohl der Gefahr bewusst, morgen alles aus dem Neuschnee ausgraben zu müssen.

Er ging weiter abwärts bis zu jener Stelle, wo sowohl der lose Baumstamm, als auch Fuxi ins Wasser eingetaucht waren. Der Baumstamm hing an etwas fest und trieb in Ufernähe auf dem Wasser neben zerborstenem Eis. Ob Hufspuren auch aus dem Fluss herausführten, blieb Christians Blick verwehrt.

Wohin die Stute gelaufen war, war nicht auszumachen. Hier jedenfalls war sie nicht mehr, zumindest so viel konnte er sehen.

CHRISTIAN

Nach Stunden der Folter, verursacht durch das Pfefferspray, ging es ihm am Abend wieder einigermaßen gut. Leopold hatte den Fauxpas von heute Vormittag natürlich bemerkt und zeigte seinen Unmut über Christian beim Abendbrot ganz deutlich. Energisch schnitt er zwei Scheiben Speck ab, dann feuerte er das übrige Stück in die Mitte des Tisches, wo es mit der harten Schwarte aufschlug und erst kurz vor Luises Jausenbrettchen zu liegen kam.

Luise – Christians liebevolle Mutter, die von Leopold als Schwiegertochter nie akzeptiert und respektiert worden war. Von Angst gebeutelt, kniff sie die Augen zusammen.

»Leopold, bitte!«, flüsterte sie.

»Halt's Maul, Weib! Dein Bastard sorgt nur für Probleme!«, herrschte Leopold sie an. Dabei fixierte er Christian ganz fest mit seinem leeren grauen Blick. Er hatte auch Christian nie akzeptiert, jenes Kind, das Luise mit in die Ehe mit seinem Sohn Ludwig gebracht hatte. Dass es Ludwig in den wenigen Jahren, die ihm mit Luise geblieben waren, nicht gelungen war, ein leibliches Kind zu zeugen, hatte Leopold nie verkraftet. Seine Chance auf einen rechtmäßigen Erben – ja, wenn man es wie er formulierte, die Familie mit männlichen Nachkommen vom Aussterben zu bewahren –, war durch einen Unfall im Jahre 1997 zunichtegemacht worden.

Ein Baum war über Ludwig gerollt, hatte ihn in den weichen Waldboden gedrückt und eine ebenmäßige Blutspur den Hang hinab hinterlassen. Ludwig war mit vierunddreißig Jahren gestorben und hatte damit Christians heutiges Lebensalter

von fünfunddreißig nie erreicht. Dass auch Christian, damals ein Kind, und Luise als junge Witwe heftig um Ludwig getrauert hatten, hatte Leopold nicht verstanden. Er sagte stets, er sei doch der Einzige, der Grund zur Trauer haben dürfe. Sein Sohn sei tot, sein eigen Fleisch und Blut, seine Hoffnung für die Zukunft. Auch sein zweites Kind, Juliane, die *nur* ein Mädchen war, hatte diese Ansicht nicht ändern können.

Juliane wenigstens hatte früh genug die Reißleine gezogen. Sie hatte mit siebzehn Jahren das Elternhaus verlassen, um eine Ausbildung als Pflegekraft zu beginnen, was angesichts der Tatsache, dass Leopolds Frau Maria im Laufe der Jahre zu einem Pflegefall geworden war, die beste Entscheidung gewesen war.

Leopold lebte in seiner eigenen Welt aus Macht und Tyranneien, aus dem ständigen Kundtun, wer das Familienoberhaupt war und wer die Schmarotzer.

»Sprich nicht so mit Mama! Mach sie nicht verantwortlich für meine Fehler!«, konterte Christian. Ganz ruhig schmierte er währenddessen Butter auf ein Stück Brot.

Leopolds Lippen begannen zu zittern. Sie verhiessen eine Sturmflut an Jähzorn, wie wackelnde Palmen in Erwartung eines existenzvernichtenden Tsunamis. Einem Chamäleon gleich passte sich seine Gesichtsfarbe der aktuellen Stimmungslage binnen Sekunden an und wechselte von fahlem Grau in leuchtendes Rotlila. Christian kannte die Wutausbrüche, er kannte die tätlichen Auseinandersetzungen und er kannte Leopolds tiefste Abgründe. Er fürchtete ihn nicht mehr, den alten Mann, trotz der vielen Schläge von Kindertagen an.

»Du bist ihr Fehler! Nur Probleme deinetwegen! Dein Scheißgaul ist in den Stall des Nachbarn gelaufen, was da passieren kann!« Leopold stand nun auf und stützte die Hände auf den Tisch.

»Es ist doch nichts passiert«, hauchte Luise.

Leopold ließ seine knöcherne Faust mit voller Wucht auf den Tisch prallen. Tassen klirrten, Holzbretter verrutschten, Essiggurken im Glas schwappten erregt umher, und Essig spritzte auf den Tisch.

»Geh mir aus den Augen!«, brüllte er. »Schleich di davon!« Speichel flog umher, der Vorbote einer nahenden Ohrfeige. Luise presste sich ein Stofftaschentuch gegen ihren zum Schweigen gezwungenen Mund und stand zum Gehen auf. Ein Schluchzen entkam ihr.

»Maul halten sollst!« Leopold richtete seinen über achtzigjährigen Körper auf und holte aus.

Luise duckte sich. Christian sprang auf, unbeirrt vom lauten Poltern des umfallenden Sessels, und umfasste Leopold von hinten, sodass der alte Mann nicht fähig war, nach Luise zu langen, sie an den Haaren zu packen und kräftig in ihr Gesicht zu schlagen. Ihre Schritte wurden leiser und verklangen schließlich, während Leopold in Christians Armen wütete. Er trat aus, stieß mit den Ellbogen und versuchte mit seinem schütter behaarten Haupt, Christians Kiefer zu erwischen. Mit seiner buckeligen, von den Jahren gezeichneten Gestalt reichte er ihm nur bis an die Brust.

Der Alte schlug seinen Kopf immer wieder gegen Christians Schlüsselbeine, und es war nicht der physische Schmerz, der Christians Herz zerbrach, und auch nicht die Tatsache,

dass Leopold ihn bis aufs Blut hasste, weil er nicht seines Blutes war, sondern die Art, wie er mit seiner Mutter umging. Blutsverwandtschaft hin oder her – Luise sorgte für Leopold, seit seine Frau Maria im Pflegeheim lebte. Sie wusch für ihn, kochte, bügelte; ja, sie kümmerte sich um ihn selbstverständlich auch dann, wenn seine Gebrechlichkeit zunahm und er jemanden brauchte, der seine müden Beine mit Salbe einschmierte und ihm Medikamente richtete.

Für ihn war sie nicht die Frau seines Sohnes. Sie war seine Magd, sein Dienstmädchen, seine Untertanin. Er ließ sie spüren, für wie minderwertig er sie empfand.

Christian hätte am liebsten seine Arme fest angespannt. Sie ganz fest an seinen Körper gezogen, bis kein Platz mehr zwischen Armen und Brust übrig blieb, und Leopold in dieser für ihn geschaffenen Enge seine letzten Atemzüge tat.

Hätte.

Die Kraft des alten Mannes schwand langsam dahin. Er stellte seine Abwehr ein. Er beruhigte sich. Die Wut verflog.

Und Christian gab ihn frei.